

SCHWÄCHEN MULTIRELIGIÖSE FEIERN DEN EIGENEN GLAUBEN?

Achtet die Grenzen

PRO

VON ANDREAS NACHAMA

„Am 31. Dezember 2000 fand erstmalig ein evangelischer Silvestergottesdienst im Berliner Dom statt, an dem auch Vertreter anderer Religionen beteiligt waren. Neben dem evangelischen Bischof Wolfgang Huber sprachen der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Andreas Nachama, Jürgen Manshardt vom tibetisch-buddhistischen Zentrum sowie die Muslimin und Bundestagsabgeordnete Ekin Deligöz, meldeten seinerzeit die Nachrichtenagenturen. Dabei handelte es sich nicht um einen gemeinsamen Gottesdienst, sondern um einen christlichen, bei dem die nichtchristlichen Vertreter Gäste waren. Keiner konnte auf den Gedanken kommen, die muslimischen, jüdischen oder buddhistischen Gebetsgesänge, Lesungen und Wortbeiträge seien mehr als Grüße aus anderen Welten. Weder die Christen noch deren Gäste mussten zu allem Ja und Amen sagen. Gegen ein freundliches Zusammentreffen verschiedener Gemeinden derselben Religion oder mit Gästen anderer Religionsgemeinschaften hat sich der Kölner Kardinal Meisner mit seiner Richtlinie für katholische Religionslehrer, die viel Widerspruch herausgefordert hat, auch gar nicht gewandt. Ihm geht es um „multireligiöse Feiern“ in Schulen. Da das „Gottesbild nichtchristlicher Religionen“ nicht mit dem katholischen übereinstimme, könne „jede Gemeinschaft nur allein zu ihrem Gott beten. Geschiedet das gemeinschaftlich, muss die jeweils andere Gruppe schweigend dabeistehen.“ Dies sei Jugendlichen, die in ihrem Glauben noch nicht gefestigt seien, nicht zuzumuten. Auch andere gemeinsame Aktivitäten mit Sakralcharakter folgen diesem Schema.



ANDREAS NACHAMA ist Professor am Touro College und Rabbiner in Berlin.

Natürlich gibt es zwischen Juden und Christen Gemeinsames: Man kann etwa am Israel-Sonntag Psalmen gemeinsam auf deutsch lesen oder auf hebräisch singen, wie etwa Psalm 133, Vers 1: „Wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander sitzen.“ Aber das ist noch lange kein traditioneller Gottesdienst. Zwar kann der christliche Besucher eines jüdischen Gottesdienstes das Schma Israel als Ausspruch Jesu von Nazareth „Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr“ aus dem Markusevangelium 12,28 wiedererkennen. Doch letztlich führt kein Weg an der Feststellung von Kardinal Meisner vorbei, dass christliches und jüdisches Gottesverständnis sich an dem jüdischen Konzept „Er ist



Foto: Marco Limberg

Nebeneinander und miteinander, aber nicht durcheinander. Wie kann interreligiöse Begegnung aussehen, die die Unterschiede nicht verleugnet?

unser Gott, keiner sonst!“ trennen. Anders als in der Ökumene, die zwei durch die Reformation voneinander getrennte Zweige des gleichen Baumes zusammenführen will, kann und soll es eine Union der verschiedenen Religionen nicht geben. Bei diesen handelt es sich, um im Bild zu bleiben, um unterschiedliche Bäume – vielleicht alles Obstbäume. Jeder sucht seinen Weg zu Gott, in seiner Tradition. Dass meine Synagoge in Berlin-Zehlendorf zur protestantischen Nachbargemeinde, die in der Tradition der Bekennenden Kirche steht und in der Vordenker des christlich-jüdischen Dialogs wie Niemöller, Gollwitzer und Marquardt ihren Platz hatten, engen Kontakt pflegt und gemeinsam mit ihr ein Chanukakonzert zu ihrem 75-jährigen Bestehen veranstaltet oder umgekehrt Mitglieder dieser Gemeinde in freundschaftlicher Verbundenheit unsere Synagoge besuchen, be-

wegt sich in eben diesen von Meisner umrissenen Grenzen. Toleranz bedeutet nicht die Vermischung verschiedener Religionen. Wie Kurienkardinal Walter Kasper, der im Vatikan für den Dialog mit anderen Religionen zuständig ist, treffend formuliert: „Vermischung“ verleugnet nicht nur den eigenen Glauben, sondern verlässt auch den Anderen, seinen Glauben zu verleugnen.“ Dass man sich begegnet, dass man dem anderen Weg den Respekt entgegenbringt, den ein so wichtiges Anliegen wie das ehrliche Suchen nach dem Unsichtbaren verdient, dass man nach Gemeinsamkeiten sucht und sie in der Erhaltung der Schöpfung, im Streben nach Frieden und in gegenseitiger Brüderlichkeit findet, ist für dieses Jahrhundert Aufgabe genug: Wir sollten getrennte Gottesdienste feiern, aber gemeinsam für eine bessere Welt handeln.

Achtet Gemeinsames

CONTRA

VON HENRY BRANDT

Natürlich plädiere ich für interkonfessionelle Gottesdienste. Dennoch aber möchte ich betonen, dass sie nicht unter allen Umständen stattfinden sollen oder gar vertretbar sein. Eine solch komplexe Frage lässt sich nicht mit einem eindeutigen „Ja“ oder „Nein“ beantworten.

Unter bestimmten Bedingungen und auch zu bestimmten Anlässen kann eine interkonfessionelle Feier nicht nur möglich, sondern durchaus wünschenswert sein. Es ist doch auch kein Geheimnis, dass gemeinsame Gottesdienste, oder wie auch immer man sie offiziell nennen mag, schon seit Jahrzehnten praktiziert werden. Die „Woche der Brüderlichkeit“ bei der ich selbst einige solcher Gottesdienste leitete, mögen als Beispiel genauso dienen wie die ökumenischen Feiern anlässlich des Deutschen Katholikentages. Und wenn ich von besonderen Anlässen spreche, die wir vorzusetzen sollten, so denke ich dabei beispielsweise an gemeinsame Friedensgottesdienste oder Gedenkfeierlichkeiten. Was wäre denn auch gegen den Gottesdienst von Juden, Christen und Muslimen einzuwenden gewesen, der im Gedenken an die Opfer kurz nach den Attentaten auf das World Trade Center am 11. September in der Washingtoner Kathedrale abgehalten wurde? Was wäre gegen jegliche Form von Gedenkfeiern beispielsweise nach einem Unglück einzuwenden, an der Geistliche und Gläubige verschiedener Religionen teilnehmen und mitwirken?

Der besondere Anlass ist die eine Voraussetzung für einen solchen Gottesdienst. Die andere ist eine gemeinsam erarbeitete spezielle Liturgie. Sie muss darauf achten, dass keiner der Teilnehmer verletzt oder in Bedrängnis gebracht wird. Angesichts des Reichtums liturgisch und religiös geprägter Texte in den verschiedenen Religionen sollte diese Bedingung wirklich kein großes Hindernis darstellen.

Diese beiden Voraussetzungen aber – der besondere Anlass und die gemeinsam erarbeitete Liturgie – garantieren auch, dass eine „Verwässerung“ der jeweils eigenen Religion nicht stattfinden kann. Wir sind uns doch über die theologischen Unterschiede zwischen den Religionen im Klaren. Wir wissen doch auch, dass einige der Unterschiede nicht überbrückbar sind. Wir würden für eine gemeinsam gestaltete Liturgie keine Texte wählen, die sich ausdrücklich und ganz ausschließlich auf Israel beziehen. Gleichmaßen würden wir keine Texte aus dem Neuen Testament wählen, die für Juden inakzeptabel sind. Was Lesungen oder Gebete aus dem Neuen Testament auch für Juden keineswegs ausschließt. Sofern sie während des Gottesdienstes entsprechend erklärt und ausgelegt werden

Mir kommt es aber gar nicht so sehr auf die theologischen Aspekte des multikonfessionellen Gottesdienstes an. Und selbst hier können wir uns auf Gemeinsamkeiten einigen. Keine der monotheistischen Schriftreligionen verneint die absolute Einheit Gottes, Schöpfer alles Existierenden und Quelle unseres Seins. Keine behauptet, ihn in seinem Wesen begreifen zu können. Bestimmt ist er kein „Buchhalter-Gott“, der akribisch all unsere Taten und Regungen festhält und vergibt. Trotzdem lehren Ju-



HENRY BRANDT ist Rabbiner im aktiven Ruhestand in Augsburg und Bielefeld sowie Präsident des Deutschen Koordinierungsrates der Christlich-jüdischen Zusammenarbeit.

dentum, Christentum und Islam gleichermaßen, dass Gott die Schicksale der Menschen nicht in jeder Einzelheit, aber in großen Zügen und im Rahmen seiner Schöpfung lenkt. Trotz dieser Gemeinsamkeit wird oft behauptet, dass wir Gott ausschließlich im Kontext unserer eigenen Glaubensgemeinschaft im Gebet ansprechen können. Als Grund werden die unterschiedlichen Gottesbilder angeführt, welche die gedankliche Stoßrichtung unserer Gebete bestimmen. Im Judentum die Berufung Israels, der Bund und die Tora; im Christentum das trinitarische Verständnis der Gottheit.

Im Rahmen der vorgeschriebenen Liturgie mag das durchaus stimmen und deshalb ist es für einen Juden grundsätzlich unmöglich, sich in einem christlichen Gottesdienst aktiv einzubringen und umgekehrt. Aber mir geht es eben nicht so sehr um die theologischen Unterschiede, die wir ohnehin anerkennen, sondern um die Gemeinsamkeiten unter den Menschen. Alle Menschen, ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit, hegen ähnliche Sorgen und Hoffnungen. Und gelegentlich haben sie das Bedürfnis, diese in gemeinsamer Sprache und menschlicher Nähe vor Gott zu tragen.

Dies sollte auch gemeinsam geschehen und nicht in dem oft gelobten, so genannten Kompromissmodell von Assisi. Hier nämlich würde eine religiöse Gruppierung das Gebet sprechen und die andere schweigend, oder gar in einem anderen Raum versammelt, zuhören. Damit wird zu Verstehen gegeben, dass ein gemeinsames Beten nicht möglich sei. Mir erscheint das als eine Verengung des Gottesverständnisses. Denn hier werden unsere interreligiösen Ausgrenzungen wieder gespiegelt. Darin vermute ich einen Anflug von Heuchelei, Arroganz, Besserwisseri und Hybris.

Leserbriefe

Jüdische Offiziere

Sophie Neuberg: „Die Stimme der Veteranen“ Jüdische Allgemeine vom 21. Dezember

Zu meinem Entsetzen lese ich, dass ich geäußert hätte, mir als Jude sei eine Beförderung in den Rang des Feldwebels verwehrt worden. Hier ist offenbar ein Missverständnis entstanden. Meine Laufbahn in der Roten Armee hat absolut nichts mit meiner jüdischen Herkunft zu tun. Es gab in der Roten Armee viele Tausende jüdischer Offiziere, darunter mehr als 100 Generale und mehrere mit höchsten Auszeichnungen dekorierte, darunter auch einige mit dem Titel „Helden der Sowjetunion“. Dieses sind historische Fakten, die belegt sind. Jevgeni Fuchs, Berlin

Keine Rabbiner

Baruch Rabinowitz: „Vorsicht, Feinde!“ Jüdische Allgemeine vom 21. Dezember

In seinem Artikel über fünf Rabbiner der Naturei Karta, die an Ahmadinedschads „Holocaust-Konferenz“ in Teheran teilgenommen haben, schreibt Baruch Rabinowitz, dass der berühmte Satmarer Rebbe Joel Teitelbaum (1887 bis 1979) nie einen

Fuß auf israelischen Boden setzte. Der Autor irrt; in Wirklichkeit war der Satmarer Rebbe sogar mehrmals in Israel – so steht es jedenfalls in der Jerusalemer Enzyklopaedia Judaica. Vermutlich hat Rabinowitz Rabbiner Joel Teitelbaum mit Rabbiner Menachem Schneerson verwechselt, der erstaunlicherweise das Land Israel nie besucht hat. Schlimmer als die Verwechslung der zwei großen Gestalten des Chassidismus im 20. Jahrhundert erscheint mir die Tatsache, dass der Artikel des Eindruck erweckt, Satmarer Chassidim würden die Umarmung von Ahmadinedschad durch fromme Juden befürworten. In der Presse war zu lesen, dass die Führung der Satmarer Chassidim in einem für sie ungewöhnlichen Schritt die jüdischen Teilnehmer an Ahmadinedschads Konferenz scharf verurteilt hat. Durch Nichterwähnung dieser Presseerklärung wird beim Leser ein schiefes Bild der überprüfbar Fakten erzeugt. Satmar haftet nicht für die Untaten von Vertretern der Naturei Karta.

Die Allgemeine brachte ein Zitat aus den Ausführungen von Rabbiner (??) Aharon Cohen in Teheran. Gegen dieses Zitat ist nichts einzuwenden; nun wissen die Leser, was Geistes Kind dieser Mann ist. Sollte man aber nicht auch berichten, dass Cohen, der in Manchester lebt, sowohl im dortigen Lehrhaus der Satmarer Chassi-

dim als auch in anderen orthodoxen Synagogen zu einer persona non grata erklärt worden ist? Bleibt noch die Frage zu klären, ob die fünf Männer, die Naturei Karta in Teheran vertreten haben, den Titel Rabbiner überhaupt führen dürfen. Mosche Arye Friedman aus Wien, den die Allgemeine als Rabbiner zu bezeichnen beliebt, ist zumindest nach Ansicht des israelischen Oberabbaters [ona Metzger gar kein Rabbiner. Im „Jewish Chronicle“ vom 22. Dezember stand, dass der oben erwähnte Aharon Cohen zugegeben hat, er sei kein ordiniert Rabbiner. Seit wann bestimmen Zeitungen, wer als Rabbiner titulierte wird? Itzhak Ahren, Köln

Zeugnis der Zusammenarbeit

Bettina Spoerri: „Mit Chagall im jenseits“ Beilage Jüdische Literatur vom 16. November Dass Dara Horns Roman „Die kommende Welt“ der Rezensent nicht gefallen hat, ist offensichtlich. Der Autorin vorzuzufügen, dass sie Pinchas Kahanowitsch alias Der Nister eine besondere Affinität zu Chagall „andichtete“, ist aber keine Frage des persönlichen Urteils. Das Kinderbuch „A majse mit a hon/Doz zigele“, geschrieben von Dem Nister und illustriert von Chagall, ist nur eines der bleibenden Zeugnisse der Zusammenarbeit zweier großer Künstler. Dr. Marion Aprot, Düsseldorf

Advertisement for Keren Hayesod featuring the organization's logo and contact information for various offices: Berlin, Frankfurt, and München.

Wer wird sich an mich erinnern? Wer wird für mich sorgen? Wer wird nach mir über mein Vermögen bestimmen?

Ein Testament für Israel Ihr Vermächtnis für die Zukunft unseres Volkes

- Gründen Sie einen Stiftungs-Fonds für Israel. Richten Sie einen Treuhänder-Fonds zugunsten Israel ein, der Ihnen hohe Zinsen garantiert. Schließen Sie eine Lebensversicherung für Israels Zukunft ab und wir werden uns um Sie kümmern!

Setzen Sie ein Testament auf und Jerusalem wird Ihrer auf Ewig gedenken.

Beim Keren Hayesod finden Sie einen vertrauensvollen und erfahrenen Gesprächspartner und Berater. Wenden Sie sich an unsere KH-Büros. Tel. (0 30) 88 71 93 3 Tel. (0 89) 51 09 38 0 Tel. (0 89) 51 04 97 57

